

IHS Sociological Series
Working Paper 115
November 2016

Leben in einem nachhaltigkeitsorientierten Wohnprojekt: Ambivalenzen der alltäglichen Lebensführung in einer sozialen Nische

Michaela Leitner
Beate Littig



INSTITUT FÜR HÖHERE STUDIEN
INSTITUTE FOR ADVANCED STUDIES
Vienna



INSTITUT FÜR HÖHERE STUDIEN
INSTITUTE FOR ADVANCED STUDIES
Vienna

Impressum

Author(s):

Michaela Leitner, Beate Littig

Title:

Leben in einem nachhaltigkeitsorientierten Wohnprojekt: Ambivalenzen der alltäglichen Lebensführung in einer sozialen Nische

ISSN: 1605-8011

2016 Institut für Höhere Studien - Institute for Advanced Studies (IHS)

Josefstädter Straße 39, A-1080 Wien

E-Mail: office@ihs.ac.at

Web: www.ihs.ac.at

All IHS Working Papers are available online:

http://irihs.ihs.ac.at/view/ihs_series/

This paper is available for download without charge at:

<https://irihs.ihs.ac.at/id/eprint/4113/>

115

Reihe Soziologie
Sociological Series

Leben in einem nachhaltig- keitsorientierten Wohnprojekt

Ambivalenzen der alltäglichen Lebensführung in einer sozialen Nische

Michaela Leitner und Beate Littig



INSTITUT FÜR HÖHERE STUDIEN
INSTITUTE FOR ADVANCED STUDIES

Vienna

115

Reihe Soziologie
Sociological Series

**Leben in einem nachhaltig-
keitsorientierten Wohnprojekt**
Ambivalenzen der alltäglichen Le-
bensführung in einer sozialen Nische

Michaela Leitner und Beate Littig

November 2016

Contact:

Michaela Leitner
Österreichisches Institut für nachhaltige Entwicklung (ÖIN)
Lindengasse 2/12, 1070 Wien
email: michi_leitner@gmx.at

Beate Littig
Research Group: Socio-ecological Transformation
Institute for Advanced Studies
Josefstädterstrasse 39, 1080 Vienna
☎: +43/1/599 91-215
email: littig@ihs.ac.at

Founded in 1963 by two prominent Austrians living in exile – the sociologist Paul F. Lazarsfeld and the economist Oskar Morgenstern – with the financial support from the Ford Foundation, the Austrian Federal Ministry of Education, and the City of Vienna, the Institute for Advanced Studies (IHS) is the first institution for postgraduate education and research in economics and the social sciences in Austria. The **Sociological Series** presents sociological research of the IHS and aims to share “work in progress” in a timely way before formal publication. As usual, authors bear full responsibility for the content of their contributions.

Das Institut für Höhere Studien (IHS) wurde im Jahr 1963 von zwei prominenten Exilösterreichern – dem Soziologen Paul F. Lazarsfeld und dem Ökonomen Oskar Morgenstern – mit Hilfe der Ford-Stiftung, des Österreichischen Bundesministeriums für Unterricht und der Stadt Wien gegründet und ist somit die erste nachuniversitäre Lehr- und Forschungsstätte für die Sozial- und Wirtschaftswissenschaften in Österreich. Die **Reihe Soziologie** bietet Einblick in die soziologische Forschungsarbeit am IHS und will interne Diskussionsbeiträge einer breiteren fachinternen Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die inhaltliche Verantwortung für die veröffentlichten Beiträge liegt bei den Autoren und Autorinnen.

Abstract

Intentional communities like urban, sustainability oriented cohousing projects are considered as important niches of a socio-ecological transformation. The transformative potentiality is especially presumed in socio-ecological innovations of everyday practices like cooking, eating, doing the laundry, mobility etc. In this paper, findings from a multi-method investigation about a Viennese cohousing project are discussed on the background of the sociological concept of the conduct of everyday life regarding the ambivalences of the conduct of everyday life of its inhabitants under the new socio-material conditions. Everyday practices are dominated by restrictions of dominant societal practices like gainful employment and related time pressure, but in the inhabitants' small adaptations of their conduct of life degrees of freedom are revealed. Socially innovative projects dealing with a sustainability oriented reorganization of socio-material housing conditions demonstrate that a more sustainable conduct of everyday life is, within limits, possible.

Zusammenfassung

Intentionale Gemeinschaften wie nachhaltigkeitsorientierte Wohnprojekte gelten in der Diskussion um eine sozial-ökologische Transformation als wichtige Nischenprojekte, die eine nachhaltige Entwicklung befördern können. Im Zentrum stehen dabei die sozial innovative Veränderung von nachhaltigkeitsrelevanten Alltagspraktiken wie dem Kochen, Essen, Mobilsein, Wäschewaschen u.a. In einer sekundäranalytischen Interpretation der Befunde über ein Wiener Wohnprojekt werden die Ambivalenzen der Lebensführung in dem neuen sozial-räumlichen Setting des Wohnprojekts vor dem Hintergrund der soziologischen Konzepte der alltäglichen bzw. reflexiven Lebensführung diskutiert. Die vorliegende Studie zeigt, wie voraussetzungsvoll die Teilnahme an solchen Nischen-Experimenten ist und wie Dynamiken dominanter sozialer Praktiken die Umsetzung einer nachhaltigeren Gestaltung des Alltags erschweren, auch im bewusst alternativ gestalteten Rahmen eines Wohnprojekts. Trotz ihrer Dominanz zeigen sich in den kleinen Adaptionen der Lebensführung jedoch auch Freiheitsgrade, die von den BewohnerInnen bewusst genutzt werden. Projekte der sozial-ökologischen Umgestaltung von Rahmenbedingungen des Wohnens demonstrieren, dass eine nachhaltigkeits- und gemeinschaftsorientierte Lebensführung, in einem gewissen Rahmen, möglich ist.

Keywords

Intentional communities, social and ecological sustainability, socio-ecological transformation, everyday practices, conduct of everyday life, reflexive modernization, cohousing

Schlagwörter

Intentionale Gemeinschaften, soziale und ökologische Nachhaltigkeit, sozial-ökologische Transformation, Alltagspraktiken, alltägliche Lebensführung, reflexive Modernisierung, Wohnprojekt

Bemerkungen

Das Verfassen dieses Artikels wurde gefördert durch die Kulturabteilung der Stadt Wien, Wissenschafts- und Forschungsförderung.

Contents

1	Einleitung	1
2	Lebensführung im Wohnprojekt	5
3	Neue Ent- und Belastungen der Lebensführung	10
4	Strategien der Koordinations- und Grenzziehungsarbeit	16
5	Stabilität der Lebensführung und Rebound-Effekte	18
6	Ambivalenz der Nische	20
	Literaturverzeichnis	24

1 Einleitung

Nischen sozial-ökologischer Transformation erlangen in letzter Zeit sowohl in wissenschaftlichen als auch öffentlichen Diskursen erhöhte Aufmerksamkeit (WBGU 2011, Hargreaves et al. 2013). Innovative soziale Experimente werden als Leuchtturmprojekte oder Pioniere des Wandels wahrgenommen, die Lernprozesse bezüglich nachhaltigerer Praktiken fördern und in andere Bereiche der Gesellschaft transferieren könnten (Haxeltine et al. 2013).

In Wien ist in den letzten zwei Jahrzehnten eine Zunahme an (thematischen) Wohnprojekten bemerkbar, die verschiedene Mitbestimmungskonzepte bezüglich der Planung und Nutzung von Wohnbauten erproben (z.B. am Nordbahnhof, am Hauptbahnhof, in der Seestadt Aspern). Einige davon wurden schon vor mehreren Jahren gegründet (B.R.O.T. Hernals 1990, die Sargfabrik 1996). Die Form, die Organisation, die Intensität der Mitbestimmung und der Vergemeinschaftung sowie die inhaltlichen Schwerpunkte (so sind bei weitem nicht alle Wohnprojekte ökologisch motiviert) variieren je nach Wohnprojekt. Die Stadt Wien bietet aufgrund ihres hohen Anteils am städtischen Wohnbau besonders gute Ausgangsbedingungen für solche Projekte, die zentrale Kriterien der Wiener Wohnbauförderung wie soziale und ökologische Nachhaltigkeit meist in besonderer Weise erfüllen (Temel et al. 2009).

Basierend auf einer Fallstudie (Leitner et al. 2015)¹ werden in diesem Artikel sowohl innovative und transformative Potentiale als auch die Grenzen eines solchen pionierhaften sozial-ökologischen Experiments, einem neuen Wohnprojekts (bzw. Cohousing-Projekts) in Wien, ausgelotet. Dies geschieht anhand der Untersuchung von Alltagspraktiken bzw. der Lebensführung der BewohnerInnen dieses Projekts.

Nachhaltige Wohnprojekte sind Experimente, die langfristige Verhaltensänderungen anstreben, indem sie bewusst die Lebensführung ihrer BewohnerInnen beeinflussen, eine neue materielle Infrastruktur schaffen und gemeinschaftsbasierte alltägliche Praktiken fördern. Sie reagieren auf die Unsicherheiten, Risiken und Zwänge (post-)moderner Gesellschaften und deren ausdifferenzierten Lebensweisen mit einem „emanzipatorischen Impetus einer Bürgergesellschaft“ und dem Ziel die gesellschaftliche Trennung des „Privaten“ und des „Öffentlichen“ teilweise aufzulösen, um so Arbeits-, Freizeit- und Beziehungsleben besser bzw. anders miteinander vereinbaren zu können (Grundmann 2011, S. 276f.). Nach Grundmann (ebd., S. 280) ist die Besonderheit solcher Gruppen deren Intentionalität, also die „bewusst gewollte und geplante Umsetzung von Zielen“, die das „Gemeinschaftshandeln mit dem Zweckrationalen“ verbindet.

Das untersuchte Wohnprojekt wurde im Rahmen eines mehrjährigen partizipativen Planungsprozesses realisiert. Es besteht aus privaten Wohnungen in einem Wohnhaus und

¹ Unterstützt durch Fördergelder des Jubiläumsfonds der Oesterreichischen Nationalbank (Projektnummer: 15031).

einer Vielfalt an Gemeinschaftseinrichtungen wie gemeinschaftliche Küchen, Kinderspielräume, Gärten, Freiräumen, Freizeiteinrichtungen, einer Food-Coop,² einer Waschküche, einer Werkstatt, einem Mülltrennung erleichternden Müllraum, einem Car-Sharing-System (von einigen privaten Autos von BewohnerInnen; nur für diese Autos gibt es private Parkplätze im Haus) und einer umfassenden Infrastruktur für Fahrräder. Die „intentionale Gemeinschaft“ plant, verwaltet und besitzt das Haus und führt Praktiken wie Kochen, Essen, Mobilität, Kinderbetreuung, Wäschewaschen und Gartenarbeit zumindest teilweise gemeinschaftlich durch.

Um das Wohnprojekt zu planen und zu verwalten und seine vielfältigen sozialen Einrichtungen zu etablieren und aufrechtzuerhalten, ist von jedem erwachsenen Mitglied 11 Stunden an Wohnprojektarbeit pro Monat zu leisten. Diese wird gemäß der Methode der Soziokratie (Buck/Endenburg 1984) organisiert, die sowohl die soziale Struktur des Wohnprojekts (z.B. Arbeitsgruppen und Leitungskreis) als auch die Entscheidungsfindung organisiert. Die für diese Arbeit geleisteten Wohnprojektstunden sind zugleich Teil eines Zeitwährungssystems, das den unentgeltlichen Austausch von Dienstleistungen, aber auch Kontrolle über die für das Wohnprojekt geleistete Arbeit ermöglicht. Somit stellt dieses System auch eine Form solidarischer Ökonomie dar. Andere Bestrebungen in diesem Bereich sind die Stärkung von ProduzentInnen-KonsumentInnen-Beziehungen im Rahmen einer Food-Coop und die kollektive Zurverfügungstellung von Wissen und Gegenständen (vgl. McCamant/Durrett 1994).

Sozial innovativ an Wohnprojekten sind die Neugestaltung bestimmter Elemente von alltäglichen Praktiken und die damit verbundene Änderung von Routinen. Veränderungsprozesse der Praktiken im Kontext des Wohnprojekts haben generell zwei Zielrichtungen: einerseits die Kollektivierung vormals individuell ausgeübter Praktiken und andererseits deren nachhaltigere Gestaltung (diese Aspekte hängen teilweise miteinander zusammen). Konkret wurden im Wohnprojekt verändert: a) Aspekte des sozialen Settings, in dem alltägliche Praktiken durchgeführt werden, b) der Umgang mit Material bzw. c) die Art des Materials sowie d) wissens- und bedeutungsbezogene Elemente verschiedener Praktiken.

Bewusst gestaltete Wohn- und Lebensbedingungen, wie sie in Wohnprojekten anzutreffen sind, können potentiell neue Formen der Lebensführung ermöglichen und nachhaltigere Praktiken fördern (Jonas/Littig 2015). Ziel der Studie war es daher, zu untersuchen, ob die neu geschaffenen materiellen und sozialen Strukturen die Lebensführung der BewohnerInnen verändern, erleichtern oder erschweren. Eine These der Studie war, dass das Wohnprojekt zu einer Entlastung der Lebensführung beitragen könnte: einerseits durch eine **Reduktion der aufgewandten Zeit** für bestimmte, im Wohnprojekt kollektiv organisierte, Praktiken (meist Teile der **Sorgearbeit**), andererseits durch eine **Neuverteilung** von Sorgearbeit zwi-

² Eine Food-Coop ist eine Lebensmittelgenossenschaft im Rahmen der sich Personen zum gemeinsamen Einkaufen größerer Mengen von Lebensmitteln direkt von den ProduzentInnen zusammenschließen. Dadurch kann biologisch produziertes Gemüse meist preiswerter als über den Einzelhandel bezogen werden. Sie wird durch ehrenamtliche Arbeit ihrer Mitglieder organisiert.

schen den Geschlechtern. Weiters untersuchte die Studie, ob das soziale Setting die **Übernahme von nachhaltigeren Praktiken** im Vergleich zu individuellen Wohnformen erleichtert (etwa durch die Verfügbarkeit gut zugänglicher Gemeinschaftseinrichtungen).

Dazu wurden **nachhaltigkeitsbezogene alltägliche Praktiken von BewohnerInnen ein Jahr vor und ein Jahr nach dem Einzug** in das Wohnprojekt mit quantitativen und qualitativen Methoden untersucht (Online-Fragebogen, Tagebücher, Autophotographie, teilnehmende Beobachtung). Betrachtet wurden Praktiken des Kochens, der Nahrungsbeschaffung und der Ernährung, der Kinderbetreuung, der Mülltrennung, des Wäschewaschens, des Energiekonsums, der Mobilität sowie der nachbarschaftlichen und wohnprojektbezogenen Aktivitäten. Die ökologische Nachhaltigkeit der Praktiken wurde anhand der durch sie emittierten CO₂-Emissionen berechnet.³ Aspekte der sozialen Nachhaltigkeit – der Wert und das Ausmaß unbezahlter Sorgearbeit, ihrer geschlechtsspezifischen Verteilung und ihrer Vereinbarkeit mit der Erwerbsarbeit – wurden durch eine Zeitbudgetstudie und qualitative Interviews erhoben.

Die Analyse (potentieller) Verhaltensänderungen der BewohnerInnen erfolgt in diesem Artikel vor dem Hintergrund praxistheoretischer Überlegungen (Reckwitz, 2002, Schatzki 2002, Shove 2012, Warde 2005) und in Verbindung mit dem Konzept der alltäglichen Lebensführung (Voß 1995, Jurczyk et al. 2016). Da die Ausübung von Praktiken sowohl Zeit als auch Raum ihrer TrägerInnen in Anspruch nimmt, müssen diese auf individueller Ebene kombiniert und priorisiert werden und um die „Aufmerksamkeit“ bzw. die limitierten zeitlichen und räumlichen Ressourcen ihrer potentiellen TrägerInnen „kämpfen“. Gleichzeitig strukturieren Praktiken die Zeit der Menschen (z.B. die Unterscheidung von Wochentag und Wochenende, die für die Ausübung der Praktik nötige zeitliche Abfolge usw.; Röpke 2009). Die Forschungsperspektive der „**alltäglichen Lebensführung**“ betrachtet nun den Gesamtzusammenhang dieser verschiedenen, teilweise konfliktuell miteinander in Beziehung stehenden Praktiken des Alltags. Man könnte die Lebensführung somit als eine Art ‚Meta-Praktik‘ bezeichnen, die alle anderen Praktiken des Alltags koordiniert und deren Ausübung, ebenso wie die anderer Praktiken auch, von bestimmten materiellen Ressourcen, Kompetenzen, Bedeutungen bzw. Normen abhängig ist (vgl. auch Jurczyk et al. 2016).

Das Konzept der Lebensführung kann auf Max Weber zurückgeführt werden und wird noch vergleichsweise selten in der sozial-ökologischen Transformationsforschung verwendet (Hildebrandt 2000; Rink 2002; Scholl/Hage 2004). Es unterscheidet sich von der Perspektive des „Lebensstils“ (Fokus auf Distinktion; vgl. Otte / Rössler 2011), der „Lebenswelt“ (Fokus auf die Sinnkonstruktion; vgl. Schütz 1971) und der „Lebensweise“ (die gesellschaftliche Organisation auf aggregierter Ebene entsprechend der ökonomischen Produktionsweise; vgl. u.a. Brand/Wissen 2011). Nach Max Weber manifestiert sich die spezifische Verbindung protestantischer Ethik und früher kapitalistischer ökonomischer Aktivität in der asketischen,

³ Diese Berechnungen führte Theresia Markut des Forschungsinstituts für biologischen Landbau (FiBL) durch.

protestantischen Lebensführung (Weber 1920). Schon im Werk von Weber zeigt sich die Lebensführung als eine kommunikative Verbindung zwischen soziokulturellen und soziostrukturellen Entwicklungen sowie der Organisation des individuellen Lebens. Dieser theoretische Zugang wurde im Konzept der alltäglichen Lebensführung (Voß 1995, Jurczyk et al. 2016) weiterentwickelt.

Lebensführung bezeichnet die Praktiken der bedeutungsvollen Strukturierung alltäglichen Lebens. Sie koordiniert die Anforderungen verschiedener gesellschaftlicher Bereiche sowie die sozialen Beziehungen im Rahmen eines Handlungssystems auf individueller Ebene (Voß 1995, Hildebrandt et al. 2000, Kudera 1995). Dieses Handlungssystem weist eine spezifische Struktur auf, die in einer bestimmten (z.B. zeitlichen, räumlichen, bedeutungsbezogenen, anhand von Medien vermittelten) Art erzeugt wird. Die Lebensführung besteht daher nicht aus der Summe aller individuellen Aktivitäten, sondern bezeichnet das WIE ihrer Koordination. Insofern weist sie eine individuelle, bedeutungsvolle Logik auf.

Gleichzeitig ist die Lebensführung die „Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft“, die verschiedene gesellschaftlich getrennte Bereiche (Erwerbsarbeit, Wohnen, Freizeit, Sorgearbeit ...) wieder miteinander verbindet und integriert (Kudera 1995, S. 8). Sie stellt den – ermöglichenden und einschränkenden – Rahmen dar, in dem sich eine Person auf die „Gesellschaft“ bezieht bzw. sich in diese integriert.

Diese „Systeme sui generis“ (Jurczyk et al. 2016) ermöglichen einerseits eine relative Autonomie individuellen Lebens, erzeugen jedoch andererseits auch die Kontinuität und (relative) Vorhersagbarkeit des Alltags. Die Schaffung und Aufrechterhaltung der Lebensführung ist eine aktive Leistung des Individuums, auch wenn diese unreflektiert erfolgt. Gleichzeitig wird die Lebensführung durch soziostrukturelle sowie kulturelle Bedingungen beeinflusst und entwickelt zwischen diesen beiden Polen eine je spezifische Eigenlogik (Voß 1995). Diese Wechselwirkungen zwischen strukturellen und individuellen Momenten können langfristig zu sozialem Wandel bzw. zum Wandel sozialer Praktiken führen.

„Die Form der Lebensführung einer Person besteht darin, zu welchen *Zeitpunkten*, an welchen *Orten*, in welcher inhaltlichen *Form*, in welchen *sozialen Zusammenhängen* und orientiert an welchen *sozialen Normen*, mit welchen *sinnhaften Deutungen* sowie mit welchen *Hilfsmitteln* oder *Ressourcen* und schließlich mit welchen *emotionalen Befindlichkeiten* eine Person im Verlauf ihres Alltags typischerweise tätig ist. Eine Lebensführung ist also dadurch gekennzeichnet, wie sich eine Person auf die verschiedenen Sozialsphären, auf die sie verwiesen ist, bezieht und sich mit diesen zeitlich, räumlich, sachlich usw. arrangiert. Die Lebensführung ist (...) eine Form, wie diese sozialen Einzelarrangements individuell zu einem funktionierenden *Gesamtarrangement* verbunden werden – sie ist, kurz gesagt, das *Arrangement der einzelnen Arrangements* einer Person.“ (Voß 1995, S. 32)

Individuelle Lebensführungen sind oft miteinander verschränkt, insbesondere in Familien, in denen auch von einer **familialen Lebensführung** gesprochen werden kann. Somit weist die Lebensführung einen „Mehrebenencharakter“ auf (Jürgens 2002, S. 73; Jurczyk et al. 2016). Frauen sind aufgrund der immer noch vorherrschenden gesellschaftlichen genderspezifischen Arbeitsteilung von diesen Verschränkungen besonders betroffen, da die Ansprüche der Koordination mehrerer individueller Lebensführungen den eigenen Gestaltungsspielraum stark begrenzen können (Diezinger 2004).

Bei der Bewältigung alltäglicher, neuer (auch nachhaltigkeitsbezogener) Anforderungen kann die Lebensführung eine Ressource, aber auch ein Hindernis sein. So zeigen Hildebrandt et al. (2000) die ambivalenten Auswirkungen der u.a. von Beck et al. (1996) beschriebenen **reflexiven Modernisierung**, die durch die Nebenfolgen einer radikalisierten Modernisierung angetrieben wird, auf die Lebensführung auf. Im Zuge der reflexiven Modernisierung sind Institutionen wie Großgruppen, Nationalstaaten, die Demokratie, aber auch die Familie und die Erwerbsarbeit radikalen Veränderungen unterworfen. So flexibilisieren sich z.B. Arbeitszeiten, die Erwerbsarbeit erfordert mehr Selbstorganisation und -kontrolle, und Familienmodelle diversifizieren sich. Diese neuen strukturellen Veränderungen müssen nun auf der Ebene der individuellen Lebensführung integriert werden und können zugleich mehr Gestaltungsmöglichkeiten haben aber auch neuer Zwang und Überforderung bedeuten. Grob kann zwischen einer traditionellen Lebensführung und einer auf den gesellschaftlichen Wandel (auch gezwungenermaßen) stärker reagierenden reflexiven Lebensführung unterschieden werden (Hildebrandt et al. 2000, Jurczyk et al. 2016, Scholl/Hage 2004).

Da im Wohnprojekt mehrere Praktiken teilweise neu arrangiert werden, war davon auszugehen, dass sich diese „Intervention“ ambivalent und vielschichtig auf die Lebensführung der BewohnerInnen auswirken wird. Im Folgenden werden die Lebensführung der Befragten sowie ihre Veränderungen durch den Einzug in das Wohnprojekt geschildert.

2 Lebensführung im Wohnprojekt

Das Leben in einem Wohnprojekt stellt vielfältige Anforderungen an seine Mitglieder. So ist eine hohe Lernbereitschaft sowohl in Bezug auf konkrete inhaltliche Aufgaben als auch in Bezug auf die gemeinschaftliche Organisation des Wohnprojekts und damit verbundener neuer Routinen notwendig. Weiters sollten Wohnprojektmitglieder diverse soziale Kompetenzen wie Selbstreflexion, Empathie und die Zurücknahme stark individualistischer Denk- und Handlungsmuster mitbringen. Ebenfalls verlangt werden eine hohe Reflexivität und „Experimentierwillen“ (Grundmann 2011, S. 279) hinsichtlich der Neuorganisation bestimmter Teilbereiche nachhaltigkeitsrelevanter Praktiken sowie der Gestaltung und Organisation des Zusammenlebens. Viele dieser Eigenschaften sind Merkmale einer **reflexiven Lebensführung**, die aus unserer Sicht eine **Voraussetzung für die erfolgreiche Teilnahme an einem Wohnprojekt** ist.

Tatsächlich kann die Lebensführung der Wohnprojektmitglieder als reflexiv, modern bzw. „offen“ beschrieben werden (Hildebrandt et al. 2000, Jürgens 2002). Sie weist strategische, improvisierte (wobei im Wohnprojekt auch neue Routinen geschaffen werden) und egalitäre Elemente auf (Kudera 2001, zit. in Scholl/Hage 2004; vgl. auch Jurczyk et al. 2016). Dabei wird sie methodisch, planend, flexibel und aktiv konstruiert. Traditionen sind für die Wohnprojektmitglieder nicht mehr selbstverständlich, sie müssen vielmehr selbst „geschaffen“ werden und sind immer wieder hinterfragbar (Hildebrandt et al. 2000). In den Interviews wird auch öfter eine Sehnsucht nach kollektiven Ritualen erwähnt, die nicht nur das Gefühl des Eingebundenseins in eine Gemeinschaft und soziale Sicherheit erzeugen, sondern auch im Alltag potentiell entlastend wirken können.

Schon vor dem Einzug ist bei vielen Befragten eine reflexive Lebensführung beobachtbar, wobei immer wieder versucht wird, sie zu optimieren. Die Reflexivität, die sich zuvor auf den eigenen Haushalt bzw. auf die Familie gerichtet hat, richtet sich nach dem Einzug nun auch auf das Wohnprojekt als Ganzes. In diesem werden Probleme aufgegriffen, die schon in den individuellen Haushalten bestanden haben, etwa bei der Alltagsorganisation des nachhaltigen, gesunden Kochens bzw. alternativer Nahrungsbeschaffung.

Dass die BewohnerInnen eine reflexive Lebensführung aufweisen, hängt vermutlich auch damit zusammen, dass sie in der **Erwerbsarbeit** mit Flexibilisierungsanforderungen konfrontiert sind. So geben verhältnismäßig viele Befragten (41 % zum Zeitpunkt der 1. Erhebung und 34 % der Befragten zum Zeitpunkt der 2. Erhebung) eine selbständige Erwerbstätigkeit an, die neben flexiblen Arbeitszeiten auch hohe Ansprüche an die Selbstorganisation aufweist. Die im Rahmen dieser Arbeit erworbenen Kompetenzen sind für die Organisation des Wohnprojekts äußerst wertvoll: Kompetenzen in Bezug auf abstraktes Planen und dem Umgang mit Computern, ein hohes Maß an Selbstkontrolle und Engagement (da es im Wohnprojekt auch keine offiziellen Sanktionen bei Nicht-Erledigung von Arbeit gibt) und die Bereitschaft viel Zeit in die Gemeinschaftsarbeit, in die Veränderung individueller Routinen und in den Erwerb neuer Kompetenzen (z.B. in baulichen, architektonischen, technischen oder finanziellen Bereichen) zu investieren. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass die gemeinschaftliche **Wohnprojektarbeit**, deren Effizienz von mehreren BewohnerInnen hervorgehoben wird, große Ähnlichkeiten zu einer stark flexibilisierten, outputorientierten, rationalisierten und selbstverantwortlichen Erwerbsarbeit aufweist, wie sie von Hildebrandt et al. (2000) als ein Merkmal reflexiver Modernisierung beschrieben wird. Auch eine Befragte bemerkt einen „Selbständigen-Ethos“ bei der Durchführung der Wohnprojektarbeit. Trotz der Erwerbsarbeit sehr ähnlicher zeitlicher, kognitiver und emotionaler Ansprüche wird sie von mehreren Befragten als sehr positiv beschrieben: in Hinblick auf die Arbeits- und Kommunikationskultur (die durch die milieuspezifische Homogenität gefördert wird), die gemeinschaftliche Einbindung bzw. das Teamwork und im Hinblick auf die Möglichkeiten von der Vielfalt an Kompetenzen der Mitglieder zu profitieren sowie der persönlichen Weiterentwicklung. Auch Grundmann (2011) erwähnt in Bezug auf gemeinschaftliche Arbeit in intentiona-

len Gemeinschaften die Möglichkeit der Mitgestaltung und Teilhabe als eine Erfahrung von Freiheit.

Prinzipiell kann diese Art von Lebensführung als eine ganz spezifische **Umgangsform mit der reflexiven Modernisierung** gedeutet werden, die Hildebrandt et al. (2000, S. 37) als die „individuelle Neubegründung von Konventionen und Routinen, die legitimationsbedürftig werden und rigider eingehalten werden als die traditionellen Routinen“ sowie die „Organisation kollektiver Selbstverständigungsprozesse in alten oder neuen Gruppen“ beschreibt. Diese unterscheidet sich von der Strategie des Festhaltens an alten Überzeugungen bzw. von eher passiveren und von Erschöpfung und Desorientierung geprägten Umfangsformen (ebd.). Auch Beck et al. (1996) und Jurczyk et al. (2016) sehen das Herstellen aktiven Vertrauens der Menschen untereinander und einer neuen Solidarität als eine Umgangsstrategie mit negativen Auswirkungen der Modernisierung sowie als Möglichkeit neuer Selbstintegration an.

Dementsprechend schildern die interviewten BewohnerInnen als Einzugsgrund vorrangig den Wunsch nach Gemeinschaftlichkeit. Soziale Isolation im Wohnumfeld (vor allem bei Alleinlebenden), soziale Absicherung und Inklusion im Alter, der Wunsch nach nachbarschaftlichen Austausch und Unterstützung sowie bessere soziale und räumliche Bedingungen für das Aufwachsen von Kindern werden als motivierende Faktoren genannt. Hinter all diesen von den Befragten genannten Einzugsgründen steht (unter anderem) der Wunsch nach einer Entlastung bezüglich der individuellen Lebensführung, insbesondere, wenn man diese nachhaltiger gestalten möchte. Der „Gestaltungszwang“ in Bezug auf das eigene Leben, der dem/der Einzelnen auferlegt wird und der mit der Individualisierung einhergeht bzw. der Wunsch durch kollektive Organisation teilweise entlastet zu werden, führt dazu, dass Mitglieder des Wohnprojekts eine teilweise „Entindividualisierung“ bzw. Entdifferenzierung ihres Lebens anstreben (vgl. auch Grundmann 2011). Dies zeigt sich z.B. auch in der von mehreren Befragten geschilderten Ablehnung städtischer Anonymität im nachbarschaftlichen Zusammenleben und bei der Nahrungsbeschaffung.

Außerdem sind die Wohnprojektmitglieder den von Vester et al. (2001) beschriebenen avantgardistischen, Eigenverantwortung betonenden und am Habitus der Distinktion ausgerichteten **postmodernen bzw. liberal-intellektuellen Milieus** zuzuordnen. Die Lebensführung der Wohnprojektmitglieder ist nun auch insofern reflexiv, als dass bestimmte (in diesen Milieus verbreitete) Werte und Normen ihre Neuausrichtung im Rahmen eines Wohnprojekts anleiten. Ihre Reaktion auf die reflexive Modernisierung ist also die bewusste normative Hinterfragung von Teilen der eigenen bisherigen Lebensführung und der Versuch diese neu zu arrangieren. Insofern verfügen die Mitglieder des Wohnprojekts über eine spezielle Ausformung der reflexiven Lebensführung, die vermutlich auch milieubedingt ist. Wie Jürgens (2002) mit Verweis auf Vester (ebd.) beschreibt, scheinen die Modi der Lebensführung an die Milieuzugehörigkeit gebunden zu sein. Die Lebensführung stellt ein spezifisches „Kapital“

von Individuen dar und somit eine neue Dimension sozialer Ungleichheit, die aber an „alte“ Ungleichheiten gekoppelt bleibt.

Auffallend ist die Sozialisation der Mehrheit der BewohnerInnen in einem **akademischen Kontext** (83 % der quantitativ Befragten haben einen höheren Bildungsabschluss), in dem Wissenserwerb als Tugend und Selbstzweck gilt. Die meisten Befragten sehen **Wissens- und Kompetenzerweiterung** als Teil der persönlichen Weiterentwicklung und identifizieren sich stark mit einem „**Selbstverwirklichungs**-Diskurs“. Das Ideal „Leben führen, nicht nur ertragen“ (Hildebrandt et al. 2000, S. 40) prägt diese Gruppe – die Bereitschaft sich auf ein soziales Experiment wie das Wohnprojekt einzulassen, ist hier bezeichnend. Grundmann (2011) sieht in den von ihm untersuchten intentionalen Gemeinschaften auch eine starke Verbindung von privatem und gesellschaftspolitischem Lernen und das Bestreben, die im Projekt gemachten Erfahrungen der „Mehrheitsgesellschaft“ zu vermitteln.

Außerdem drücken mehrere Befragte eine explizit **liberale Haltung** aus, insbesondere in Bezug auf die Akzeptanz verschiedener Zugänge und Haltungen im Wohnprojekt, die teilweise explizit begrüßt werden, sowie in Bezug auf die Ablehnung expliziter strikter Regeln und Sanktionen (Lernen „aus eigener Einsicht“).

Die Befragten zeichnet großteils der Wunsch nach „**sinnerfüllter**“ **Arbeit**, einem **nachhaltigeren Leben** und einem intensiverem bzw. „selbstverständlicherem“ **nachbarschaftlichen Netz** aus. Die üblicherweise eher distanzierteren nachbarschaftlichen Beziehungen werden als ein vergebenes Potential für Austausch und gegenseitige Unterstützung gesehen. Ebenfalls geschildert werden Ängste in Bezug auf den Verlust sozialer Einbindung im Alter. Eine Erklärung für diesen Wunsch nach intensiverer Nachbarschaft könnte eine positiv konnotierte Sozialisation mehrerer Befragter im ländlichen Raum sein, die auch deren Idealvorstellungen von Nachbarschaft geformt haben dürfte.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass die Mitglieder des Wohnprojekts Teil einer werte- und milieubasierten „Gesinnungsgemeinschaft“ sind, die u.a. auf einer in Grundzügen geteilten Vorstellung der präferierten Art von Lebensführung beruht. Die Ähnlichkeiten der BewohnerInnen (die auch in anderen Studien über Wohnprojekte festgestellt wurden, vgl. z.B. Grundmann 2011) ermöglichen erst den intensiven nachbarschaftlichen Kontakt und somit die kollektive Organisation vormals privat organisierter Praktiken sowie Gefühle von Gemeinschaft, Geborgenheit, Inklusion, Akzeptanz und gegenseitigem Vertrauen. Die Homogenität der BewohnerInnen in diesen Aspekten wird durch den umfassenden Auswahlprozess des Wohnprojekts, die Selbstselektion der Mitglieder bei der Bewerbung und durch eine gewisse soziale Kontrolle im Wohnprojekt (z.B. durch wiederholte Diskussionen etwa zum ökologischen Handeln) hergestellt.

Eine solche Art von Lebensführung zu entwickeln ist nicht allen Menschen im gleichen Ausmaß möglich, bzw. wird von diesen überhaupt angestrebt. So sind die BewohnerInnen des

Wohnprojekts sowohl privilegiert was die Ressourcen und Kompetenzen im Umgang mit den Herausforderungen reflexiver Modernisierung im Allgemeinen und denen eines Wohnprojekts im Speziellen angeht, sie haben aber auch die dazu „passenden“ Aspirationen.

Im Zentrum der Studie stand die Frage danach, wie sich diese spezifische Form der Lebensführung bezüglich der Performanz bestimmter Praktiken durch den Einzug in das Wohnprojekt verändert hat. Veränderungen konnten wir allerdings nur hinsichtlich einzelner Aspekte von Praktiken (bzw. ihrer Performanz) feststellen, in anderen blieben sie erstaunlich stabil. So konnte etwa die These, dass eine Kollektivierung von Praktiken zu einer *deutlichen Zeitersparnis* bezüglich der Ausübung bestimmter Praktiken führe, anhand der Daten nicht bestätigt werden. Lediglich hinsichtlich des nachbarschaftlichen Kontakts zeigten sich signifikante Veränderungen: dessen durchschnittliche Dauer hat sich nach dem Einzug versiebenfacht. Leichte, jedoch nicht signifikante Reduktionen der aufgewandten Zeit gab es bezüglich der Kinderbetreuung, der mit gemeinschaftlicher Arbeit zugebrachten Zeit, der Häufigkeit und Dauer der Essenszubereitung und der Häufigkeit der Nahrungsbesorgung (die beiden letztgenannten Punkte allerdings nur bei Personen, die regelmäßig gemeinschaftliche Essen besuchen). Auch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung hinsichtlich der Sorge- und Gemeinschaftsarbeit in den Haushalten hat sich nicht signifikant verändert. Hinsichtlich der **CO_{2eq}-Emissionen**⁴ sind ebenfalls nur teilweise signifikante Veränderungen feststellbar: Die befragten Personen im Wohnprojekt reduzierten im Vorher-Nachher-Vergleich ihre CO₂-Bilanz durchschnittlich um 1,24 kg pro Person pro Tag, das sind 17 % an Emissionen. U.a. aufgrund der großen Streuung bei den Einzelhaushalten sind diese Unterschiede in den Emissionen jedoch nicht signifikant. Die Reduktion kam v.a. durch die um 35 % (unter Einbezug der Heizgradtage um 28 %) geringeren CO_{2eq}-Emissionen im Bereich Energiebedarf für Wohnen zustande; konkreter aufgrund des häufigeren Ökostrom-Bezugs und des energieeffizienteren Gebäudes des Wohnprojekts. Im Bereich Mobilität wurden die Emissionen um 17 % reduziert, bedingt durch die Verringerung der zurückgelegten Autokilometer, deren Effekte jedoch durch die Vervielfachung der Anzahl an Flügen (die allerdings im Vergleich mit österreichischen Daten immer noch unterdurchschnittlich ist) wieder abgeschwächt wurden. Im Bereich Ernährung kam es zu einer nicht signifikanten Zunahme an CO_{2eq}-Emissionen um 22 %. Dieses Ergebnis ist jedoch im Kontext der schon vor dem Einzug in das Wohnprojekt sehr emissionsarmen Ernährung zu sehen: der österreichische Durchschnitt der durch Ernährung erzeugten Emissionen ist fast doppelt so hoch wie der der Wohnprojektmitglieder vor und nach dem Einzug.

Diese quantitativen Ergebnisse, aber auch viele Schilderungen in qualitativen Interviews, weisen darauf hin, dass sich das Leben im Wohnprojekt auf vielfältige Weise und ambivalent auf die Lebensführung der BewohnerInnen auswirkt, was im Folgenden ausgeführt werden soll.

⁴ Bei der Erstellung der CO₂-Bilanzen wurden die Treibhausgase Kohlendioxid (CO₂), Methan (CH₄) und Lachgas (N₂O) berücksichtigt und nach den Richtlinien der IPCC (2007a, 2013) entsprechend ihrer Klimawirkung als CO_{2eq} zusammengefasst.

3 Neue Ent- und Belastungen der Lebensführung

Diese Ambivalenzen sind u.a. dadurch begründet, dass im Wohnprojekt gleichzeitig Entlastungen der Lebensführung bzw. ihrer nachhaltigeren Gestaltung, aber auch neue Belastungen entstanden sind.

Im Rahmen der qualitativen Erhebung wurden teilweise sehr starke positive Veränderungen im Alltag geschildert – insbesondere hinsichtlich der radikal anders erlebten Nachbarschaft, der Kinderbetreuung und der gemeinschaftlichen Arbeit. Diese Veränderungen brachten meist auch **Entlastungen** hinsichtlich der individuellen und familialen Lebensführung mit sich, etwa in Form von gegenseitigen **Hilfeleistungen** in physisch oder psychisch schwierigen Situationen, bei der Kinderbetreuung (z.B. Unterstützung bei Krankheit, Todesfällen oder Geburten) bzw. bei der Alltagsbewältigung (Einspringen bei der Kinderbetreuung, Einkaufen in speziellen Geschäften für die NachbarInnen, handwerkliche Tätigkeiten in der Wohnung usw.).

Die im Wohnprojekt erlebte **Gemeinschaftlichkeit** wurde von allen Interviewten als eine neue Erfahrung geschildert, die durch Gefühle der Geborgenheit und der Zusammengehörigkeit, des gegenseitigen, selbstverständlichen Austausches (ein „Geben und Nehmen“) und des sozialen und emotionalen Rückhalts geprägt ist. Diese Gemeinschaftlichkeit muss jedoch immer wieder in konkreten Ritualen (etwa beim gemeinschaftlichen Kochen oder bei Wohnprojektarbeitstreffen) hergestellt werden (vgl. Grundmann 2011).

Auch der **Austausch von Wissen** wird als die eigene Lebensführung äußerst erleichternd beschrieben. Dieser geht nicht nur weit über direkt nachhaltigkeitsbezogene Themen hinaus, sondern umfasst auch, aufgrund der Vielfalt der Kompetenzen der Wohnprojektmitglieder, diverses anderes im Alltag unterstützendes Wissen, für dessen Erwerb kein externer Dienstleister in Anspruch genommen werden muss. Die Bedeutung des Wissensaustauschs bei der Entlastung der Lebensführung weist auch auf ein von Beck et al. (1996) geschildertes Phänomen moderner Gesellschaften hin: aufgrund der Zunahme von Optionen, betreffend der individuellen Lebensgestaltung und der Notwendigkeit sich permanent mit offenen Entscheidungssituationen auseinandersetzen zu müssen, wird Wissen immer verhaltensrelevanter. Dieses muss jedoch eigenständig angeeignet werden und wird nicht mehr nur im Rahmen von generationalen Überlieferungen und Traditionen vermittelt. Hildebrandt (2000) sieht zudem den notwendigen erhöhten Aufwand an Zeit, Geld und Informationen, um das Leben nachhaltiger zu gestalten, als Konsequenz des nachsorgenden Umweltschutzes, der in individueller Verantwortung verbleibt, erhebliche personelle Voraussetzungen hat, und somit eine Zusatzbelastung der Lebensführung darstellt.

Wohnprojekte werden in diesem Kontext zu Lernorten, an denen man durch Bündelung von Wissen, direkte, formelle (im Rahmen von Arbeitsgruppen) und informelle Wissensvermitt-

lung, aber auch durch das “Abschauen” von NachbarInnen (u.a.) über nachhaltigere Verhaltensweisen informiert wird. Andererseits wird im Wohnprojekt auch die Umsetzung dieses Wissens erleichtert: nämlich durch die soziale und räumliche **Organisation kollektiver Einrichtungen** (Waschküche, Gemeinschaftsküche, Food-Coop, Müllraum), die **kollektive Nutzung von Dingen** (kollektives Eigentum oder Weitergabe/Verleihen individuellen Eigentums) und das **Nutzen von Mengenrabatten** (etwa bezüglich Öko-Strom, Versicherungen und Rundfunkgebühren).

Diese neuen, intensiveren Arten von Unterstützung und Austausch entlasten die Befragten auf mehreren Ebenen: (1) in emotionaler Hinsicht (sozialer Rückhalt), (2) in finanzieller Hinsicht (Einsparungen durch kollektive Nutzung, Verleihen oder Weitergabe von Gegenständen, Rabatte, Inanspruchnahme von Kompetenzen im Wohnprojekt), (3) in alltagsorganisatorischer Hinsicht (Reduktion von Wegzeiten und organisatorischen Aufwands, Entlastung bei Konsumententscheidungen und Besorgungen) sowie (4) in ökologischer Hinsicht (potentielle Ressourcenschonung, CO₂-Reduktion).

Es kann also festgestellt werden, dass die Adaption der eigenen Lebensführung hinsichtlich **nachhaltiger** Gesichtspunkte gefördert wird durch: (1) die einfachere Vermittlung von nachhaltigkeitsbezogenem Wissen, (2) durch die materielle und soziale Infrastruktur, die alternative, nachhaltigere Ausführungsformen von Praktiken nahelegt, (3) durch Beobachtung von besonders engagierten BewohnerInnen und (4) durch daraus resultierenden (subtilen) sozialen Druck. Darüber hinaus stellt das Wohnprojekt einen Reflexionsraum dar, der in seinen „Angeboten“ die **Motivallianzen** und Handlungsketten berücksichtigt (Littig 1995). So wird zwar von den Befragten (in verschiedenem Ausmaß) die Wichtigkeit von Nachhaltigkeit in ihrem Leben betont, bei der Wahl nachhaltigerer Handlungsalternativen spielen jedoch fast immer Motivallianzen eine Rolle, bei denen das Motiv des Umweltschutzes meist nur eines neben anderen darstellt (und oft auch nicht das ausschlaggebende ist). So wurden in Bezug auf das Fahrradfahren (und die tendenzielle Ablehnung von Autofahren und Fliegen), die Nahrungsbeschaffung (Bevorzugung von kleinen Geschäften bzw. Märkten mit nachhaltigen Produkten), das Wäschewaschen (Nutzung der Waschküche und ökologischer Waschmittel), das gemeinschaftliche Kochen sowie in Bezug auf den Heizverbrauch auch gesundheitliche, finanzielle, kompetenzbezogene, emotionale sowie die individuelle Lebensführung erleichternde (z.B. schnellere oder bequemere Fortbewegung) Motive genannt. Sogar die Teilnahme am Wohnprojekt ist bei mehreren Befragten vorrangig durch den Wunsch nach Gemeinschaftlichkeit und nicht primär durch die Ermöglichung nachhaltigeren Lebens motiviert. Scholl/Hage (2004) betonen bezüglich der Motivallianzen, dass diese in Bezug auf nachhaltigeres Verhalten nur dann zum Tragen kommen, wenn das Individuum seinen Alltag reflektiert, der Gestaltungsdruck hoch ist und der Zeitpunkt für die Verhaltensumstellung günstig ist. – All diese Kriterien treffen auf die Wohnprojektmitglieder zu. Grundmann (2011) sieht in diesen „Motivbündeln“ eine vielschichtige Kritik und ein Gegenmodell bezüglich vorherrschender Lebensweisen.

Auf der anderen Seite werden von den Interviewten auch neue **Belastungen** der Lebensführung beschrieben. So ist der Aufwand, der mit der **Integration der neuen gemeinschaftlichen Praktiken in die individuelle bzw. familiale Lebensführung** verbunden ist, nicht von allen BewohnerInnen im gleichen Ausmaß leistbar (vgl. auch Hildebrandt 2000 und Scholl/Hage 2004).

Mehrere Befragte beschreiben Gefühle von Stress bzw. zeitlicher Bedrängung. Southerton (2003) erklärt in seiner Studie die von vielen Menschen erlebte zeitliche Bedrängnis dadurch, dass versucht wird, verschiedene Praktiken in bestimmten Zeitfenstern zu koordinieren (in „hot spots“), um auf diese Weise „cold spots“, also Zeiten der Erholung und der Fürsorge für andere Menschen zu schaffen und andererseits dadurch, dass die Notwendigkeit persönliche Zeitpläne erstellen zu müssen, um diese mit denen der sozialen Netzwerke zu koordinieren, zunimmt. Das Problem liege weniger darin, dass heute mehr als früher zu tun wäre, sondern darin, dass in bestimmten, von anderen Menschen oder Institutionen festgelegten Zeitfenstern viele Praktiken auf einmal zu erledigen seien (*Multitasking*), also in der Ansammlung von vielen Praktiken in zu kleinen Zeitfenstern. Zeitliche Bedrängnis sei somit das Resultat der Inkompatibilität zwischen dem Ausmaß an Aufgaben in einem Zeitabschnitt und der raum-zeitlichen Koordination von Netzwerken. Sie drücke den Verlust der Kontrolle über diese verschiedenen zeitlichen Rhythmen aus. Gründe sind dafür u.a. durch die Individualisierung und Flexibilisierung von Erwerbsarbeit stattfindende Prozesse der kollektiven De-Routinisierung. Kollektive, institutionell vorgegebene Rhythmen existieren zwar nach wie vor, müssen aber mit den sich diversifizierenden individuellen Rhythmen koordiniert werden (vgl. auch Hildebrandt et al. 2000). Das Gefühl der zeitlichen Bedrängnis wird verstärkt, wenn Koordination mit mehreren Personen nötig ist (z.B. in Familien), wenn andere Rhythmen des Kontexts nicht planbar sind, und wenn eine hohe Mobilität gegeben ist, da durch diese eine zusätzliche Koordination der Bewegung in Zeit und Raum notwendig wird.

Durch die Kollektivierung von Teilen der individuellen bzw. familialen Lebensführung entsteht eine neue, kollektivierte Ebene der Lebensführung im Wohnprojekt. Diese beschreibt Grundmann (2011) als eine gemeinsame Lebensführungspraxis, die sich in flexiblem Zeitmanagement und Beziehungsarrangements äußert. Konkret bedeutet dies im Alltag der Wohnprojektm Mitglieder, dass diese nun zusätzlich mit **gemeinschaftlicher Arbeit** konfrontiert werden, die mehrere Dimensionen umfasst: die konkrete Wohnprojektarbeit (Arbeitsgruppentreffen, organisatorische Arbeit ...), kollektivierte Arbeit (z.B. gemeinschaftliches Kochen) und Beziehungsarbeit (nachbarschaftliche Kontakte). Die Wohnprojektarbeit bzw. die kollektivierte Arbeit können aufgrund ihres Ausmaßes, ihrer inhaltlichen Ansprüche, ihrer Effizienzorientierung, der Notwendigkeit des *Multitaskings*, von Selbstdisziplin und der Verwendung verschiedener Organisationstechniken auch manchmal als belastend empfunden werden. Auch wenn diese Arbeit „freiwillig“ erfolgt, kann sie auch ungewünschte Eigendynamiken und dadurch Druck entwickeln, dem sich die Einzelnen schwer entziehen können (z.B. durch Gruppenprozesse, normative Vorstellungen, den Wunsch nach Mitbestimmung in möglichst vielen Bereichen, regelmäßig anfallende Arbeiten, Aufgaben mit finanziellen oder juristischen

Auswirkungen). Die kollektiv produzierte „notwendige“ Arbeit wird oft, muss aber auch nicht immer, als „sinnerfüllt“ erlebt werden. Das Ausloten der „notwendigen“ Arbeit sowie der Arbeitsweise, mit der diese Aufgaben erledigt werden soll, ist Teil eines Diskussions- und Aushandlungsprozesses im Wohnprojekt. Auch wenn die Balance zwischen Gemeinschaftlichkeit und Privatheit in Bezug auf **nachbarschaftlichen Kontakt** aus Sicht vieler Befragter gelingt und sich manche Interviewte durchaus noch mehr Kontakt wünschen würden, wird die schwere Plan- und Vorhersehbarkeit (und somit Kontrollierbarkeit) des Ausmaßes dieser Kontakte von manchen Befragten als Herausforderung geschildert.

Besonders bei den Personen, deren Lebensführung stark durch die Anforderungen von **Erwerbsarbeit und Sorgearbeit** geprägt ist, die wenig Spielraum in der Alltagsgestaltung lassen, ist die Gefahr der beschriebenen zeitlichen Bedrängnis in besonderer Weise gegeben. Erwerbsarbeit und/oder Sorgearbeit sind sowohl vor als auch nach dem Einzug in das Wohnprojekt die dominanten Bereiche der individuellen Lebensführung der meisten Befragten (76 % der Befragten vor und 85 % der Befragten nach dem Einzug sind erwerbstätig; 39 % der bei der Ersterhebung und 44 % der bei der Zweiterhebung der Befragten haben Kinder; vgl. auch Diezinger 2004).⁵ Beide Bereiche sind Prozessen der „Entgrenzung“ (Jurczyk 2016) ausgesetzt und erfordern daher hohen Koordinationsaufwand, vor allem für Frauen, die immer noch den Großteil der Sorgearbeit in den Familien übernehmen (Statistik Austria 2009). Alle anderen Aktivitäten müssen in den nicht von Erwerbsarbeit und Sorgearbeit okkupierten „Freizeitnischen“ untergebracht werden.

So ist z.B. eine Leitungsfunktion in einer Arbeitsgruppe für berufstätige Menschen nur schwer übernehmbar, Wohnprojekt-Termine an Abenden werden nach der Erwerbsarbeit entweder von manchen Befragten als mühsam oder als oft nicht vereinbar mit irregulären Erwerbsarbeitszeiten oder Kinderbetreuungsverpflichtungen gesehen. Letzter Aspekt stellt insbesondere alleinerziehende Haushalte vor ein organisatorisches und auch finanzielles (wenn z.B. eine externe Kinderbetreuung organisiert werden muss) Problem. Die Entscheidungssituationen und der Zwang zur Priorisierung von Kinderbetreuung oder Wohnprojektarbeit werden von zwei weiblichen Befragten als schwierig beschrieben. Auch wenn im Rahmen des Wohnprojekts versucht wird, die Integration von Kindern (etwa durch Betreuung bei Großgruppentreffen oder Arbeitsgruppentreffen, bei denen die Kinder anwesend sind) zu fördern, gelingt diese nicht immer bzw. kann diese nicht alle damit verbundenen Herausforderungen kompensieren.

Doch auch Personen, die in Pension sind und keine Kinderbetreuungs- oder Erwerbsarbeitsverpflichtungen haben, berichten teilweise von Überlastungen. Dies könnte daran liegen,

⁵ Hier unterscheiden sich an den Prinzipien des Cohousing orientierte Projekte (vgl. McCamant/Durrett 1994) wie das in dieser Studie untersuchte Wohnprojekt von solchen, die dezidiert anstreben Erwerbseinkommen auch innerhalb der Gemeinschaft zu erzielen (vgl. Grundmann 2011 zur Kommune Niederkaufungen). Doch auch auf diesem Gebiet gibt es im untersuchten Wohnprojekt vereinzelte Versuche, etwa die Eröffnung eines kleinen Lebensmittelgeschäftes im Erdgeschoß des Wohnbaus.

dass Personen mit vergleichsweise viel freier Zeit viele Aufgaben im Wohnprojekt annehmen, diese aber ihre eigene Dynamik vergrößern und dadurch Druck erzeugen – ähnlich wie bei der Erwerbsarbeit. Hinzu kommt, dass sie sich vergleichsweise viel im Wohnprojekt aufhalten, wodurch auch die räumlich-soziale Abgrenzung schwerer fällt.

In diesen Koordinationsproblemen zeigt sich die „Eigenlogik“ der Lebensführung, die eine gewisse Autonomie gegenüber dem Individuum erlangt (obwohl von diesen aktiv konstruiert), da sie aufgrund vielfältiger Verpflichtungen nicht mehr beliebig geändert werden kann (Jurczyk et al. 2016).

Die gemeinschaftliche Arbeit verlangt außerdem, dass sich die **Lebensführungen mehrerer BewohnerInnen miteinander koordinieren**, in zeitlicher und räumlicher Hinsicht bzw. bezüglich der Verwendung der gemeinschaftlichen materiellen Infrastruktur (z.B. Waschmaschinen oder Autos). Dies erfordert gemeinsam geteilte Zeitabläufe und Aufenthaltsorte sowie die Akzeptanz geringerer Flexibilität. Während Praktiken wie Autofahren, Nahrungsbeschaffung oder Kochen in den alten Wohnsituationen vergleichsweise zeitlich und räumlich flexibel durchgeführt werden konnten, ist diese Flexibilität bei der kollektivierten Form dieser Praktiken (Carsharing, Food-Coop, Mittags- oder Abendtisch) nur eingeschränkt möglich. Die individuelle bzw. familiäre Lebensführung wird durch die Notwendigkeit auf diese neuen gemeinschaftlichen Tätigkeiten und Rhythmen Rücksicht nehmen zu müssen tendenziell komplexer und weniger flexibel als zuvor.

Das Abstimmen von individuellen und kollektiven Rhythmen aufeinander stellt, wie oben beschrieben, angesichts der zunehmenden Auflösung kollektiver, für große Bevölkerungsgruppen ähnlicher, Lebensrhythmen eine individuell zu meisternde Herausforderung dar (vgl. u.a. Southerton 2003, Hildebrandt et al. 2000). Genauer betrachtet ist auch eine Koordination verschiedener Zeitverwendungsstile notwendig: von linearen bzw. taylorisierten, zyklischen bzw. traditionellen und entstrukturierten bzw. passiven (Hildebrandt et al. 2000, S. 42).⁶

Der Zusammenschluss der Mitglieder des Wohnprojekts erfolgte auf freiwilliger Basis. Es gibt daher keinen gesellschaftlich von außen auferlegten Zwang die Rhythmen zu koordinieren, dennoch versuchen viele Wohnprojektmitglieder sich auf bestimmte kollektive Rhythmen einzulassen und ihren Alltag danach zu strukturieren. Auch die steigende Mobilität und die tendenziell größere Relevanz einer Vielzahl von Orten im Alltag spielen in diesen Zusammenhängen eine Rolle, wobei im Rahmen des Wohnprojekts durch das Zusammenleben an einem Ort eine Art räumliche „Entdifferenzierung“ stattfindet.

⁶ Während der Vorteil fester Zeitregime ist, dass dadurch längerfristige Planung möglich ist, zeigt sich im Wohnprojekt auch ein Vorteil flexiblerer Zeitregime. So geben Personen, die selbstständig arbeiten, an, dass ihnen ihre flexible Erwerbsarbeitszeitgestaltung die Durchführung der Wohnprojektarbeit sehr erleichtere, allerdings sei die bewusste Grenzziehung von Erwerbs- zu Wohnprojektarbeit oft schwierig.

Bei der kollektiven Nutzung von Material, also z.B. von Autos oder Waschmaschinen, wird die Schwierigkeit zeitlicher Abstimmung kollektiver und individueller Praktiken in Kombination mit verbindlichen Nutzungsregeln besonders deutlich. Im Vergleich zur individuellen Nutzung ist bei kollektiver Nutzung die Verfügbarkeit des Materials nicht jederzeit gegeben, außerdem muss diese meist vorab geplant werden (Eintragen in den Waschküchenplan, Ausleihen des Autos), was auch explizit als Hinderungsgrund für die Nutzung angegeben wird. Die damit verbundene geringere Flexibilität führt im Alltag zu Problemen des Arrangements mit anderen Praktiken (z.B. der Kinderbetreuung). Von den NutzerInnen selbst werden der für die kollektive Nutzung nötige Aufwand sowie die geringe Verfügbarkeit des Materials jedoch nicht problematisiert – vermutlich weil sie hier schon neue Routinen entwickelt haben, die sie erfolgreich in ihre Lebensführung integrieren konnten.

Diese erfolgreiche Integration neuer (Ausführungsformen von) Praktiken in die individuelle und familiäre Lebensführung durch das **Erlernen neuer Routinen** erfordert von den Wohnprojektmitgliedern Zeit, Motivation und Aufwand. Immer wieder wird in den Interviews erwähnt sich an bestimmte Abläufe noch gewöhnen zu müssen, bzw. werden die damit verbundenen Lernprozesse beschrieben.

Durch die kollektive Nutzung von gemeinschaftlichen Einrichtungen bzw. Gegenständen werden außerdem **Regeln** notwendig, die in das individuelle Gesamtarrangement von Praktiken integriert werden und für die neue Routinen entwickelt werden müssen (z.B. Regeln für die Nutzung der Küche, der Waschküche, des Carsharings und des Müllraums). Bei individueller Nutzung können die Regeln weiter interpretiert werden bzw. implizit bleiben, während bei kollektiver Nutzung diese für alle NutzerInnen verbindlich gelten und daher auch explizit formuliert und festgelegt werden müssen. Ein Beispiel dafür ist das Zurücklegen von Küchenuensilien am vorgesehen Ort in der Gemeinschaftsküche, damit diese von anderen NutzerInnen leicht auffindbar sind, während dies in der eigenen Küche nach eigenem Belieben entschieden werden kann. Die Integration der auf diesen Regeln basierenden neuen Routinen in die Lebensführung gelingt nicht immer allen BewohnerInnen. Dies führt teilweise zu Konflikten bzw. Diskussionen, z.B. in Bezug auf die Nutzung der Waschküche, der Küche und des Müllraums. Im Kontext des Wohnprojekts kommt als potentielle Herausforderung hinzu, dass es keine offizielle Instanz gibt, die Regelübertretungen sanktioniert (wie dies eine Hausverwaltung in einem konventionellen Wohnbau wäre). Wahrgenommene Probleme bei der Nutzung werden jedoch in den Arbeitsgruppen besprochen und auf die Einhaltung der Regeln wird hingewiesen. Auch einzelne Wohnprojektmitglieder übernehmen manchmal die Rolle des Aufmerksammachens auf Regelübertretungen. Ein nicht unwesentlicher Aspekt ist im Rahmen des Wohnprojekts sicher die explizite, aber auch die internalisierte soziale Kontrolle, die aufgrund der intensiven Beziehungen der NachbarInnen untereinander und der vielen Gelegenheiten des Austauschs umfassender wirkt als in konventionellen Nachbarschaften.

Doch auch Logiken anderer, vom Individuum bzw. kleinen Kollektiven schwer beeinflussbare Praktiken wirken auf die Lebensführung der BewohnerInnen ein. Dazu zählen finanziell und rechtlich relevante Teile der Wohnprojektarbeit, marktwirtschaftliche Dynamiken und daraus resultierende Interessen (z.B. des Bauträgers), rechtliche Vorschriften (z.B. der Müllabfuhr oder der Heimförderung) und soziale Ungleichheit (Diebstähle von Fahrrädern), die in ihrer „Eigendynamik“ und aufgrund ihrer (auch sanktionierenden) Dominanz nicht ignoriert werden können und Vorhaben der Wohnprojektmitglieder erschweren oder verunmöglichen.

4 Strategien der Koordinations- und Grenzziehungsarbeit

Um mit den geschilderten neuen Belastungen umgehen zu können, werden unterschiedliche Strategien angewandt. Eine, von mehreren Befragten geschilderte Strategie, ist die der „**Abgrenzung**“. Diese wird notwendig aufgrund der Konkurrenz verschiedener Praktiken um die von den AkteurInnen verfügbare Zeit. Sie hat zum Ziel, den von der Vernachlässigung bedrohten Praktiken wieder, die für ihre Durchführung nötige Zeit zuzugestehen, indem der Gemeinschaft ein deutliches Signal der Nicht-Verfügbarkeit gegeben wird. Diese „Abgrenzungsarbeit“ kann auch als ein Versuch gesehen werden, Zeitsouveränität herzustellen, um so die Dominanz anderer zeitlicher Regime zurück zu drängen. Sie ist Jurczyk et al. (2016) zufolge außerdem ein Ausdruck der Verarbeitung des Alltags: d.h. die Menschen müssen im Rahmen ihrer Lebensführung „individuell kompensieren, was strukturell nicht mehr zusammen passt“, indem sie in ihrem Alltag bewusst Grenzen bezüglich der verschiedenen Zeitanprüche von Praktiken ziehen. Dadurch steigt der Aufwand für Aushandlungen, für die Herstellung von Synchronität, die Koordination und die Planung. Während in der Literatur meist die Abgrenzungsarbeit zwischen Erwerbsarbeit, Sorgearbeit und Freizeit beschrieben wird (Hildebrandt et al. 2000, Jurczyk 2015), über die auch von einigen Befragten berichtet wird, sind die Wohnprojektmitglieder zusätzlich mit Abgrenzungsarbeit bezüglich der Wohnprojektarbeit und des nachbarschaftlichen Kontakts, also doppeltem “boundary work”, konfrontiert. Diese Abgrenzungsarbeit erfordert wiederum spezifische soziale und persönlichkeitsbezogene Kompetenzen, die nicht als gegeben vorausgesetzt werden können.

Die **Wohnung** übernimmt bei diesen Bemühungen der Abgrenzung als Rückzugsort vor den Ansprüchen der Gemeinschaft eine zentrale Funktion ein. Auch das „Hinauskommen“ aus dem Wohngebäude wird von manchen Befragte als wichtig geschildert, um sich so räumlich und sozial der Gemeinschaft zu entziehen und anderen Praktiken leichter den Vorrang geben zu können.

Bezüglich **nachbarschaftlichen Kontakts** stellt die Abgrenzungsarbeit für einige Befragte eine durchaus emotionale Herausforderung dar – so wird diese von einer daheim erwerbstätigen Befragten als „Willensakt“ bezeichnet. Sie geht mit einem permanenten Austesten der eigenen Grenzen der Offenheit nach „außen“ einher. Konkret werden verschiedene Stra-

tegien der Abgrenzung genannt, dazu zählen: das Ignorieren von Kontaktversuchen, die Begrenzung der Zeit für Gespräche (bzw. sich erst gar nicht auf diese einzulassen), das Arbeiten „mit der Uhr“ (Schaffung klarer zeitlicher Grenzen zwischen den gemeinschaftlichen und nicht-gemeinschaftlichen Praktiken) oder das Einplanen von mehr Zeit für nachbarschaftliche Kontakte.

Die Abgrenzungsarbeit bezüglich der **gemeinschaftlichen Wohnprojektarbeit** umfasst verschiedene individuelle und kollektive bzw. organisatorische Strategien. In organisatorischer Hinsicht wurde mit dem Schaffen von bezahlten Stellen und der Möglichkeit der Karenzierung von Wohnprojektarbeit, mit Budgetprozessen und Stundenabrechnungen, mit Diskussions- und Reflexionsprozessen hinsichtlich der Arbeitsweise des Wohnprojekts und des Umgangs mit Überlastungen sowie mit Umstrukturierungen bzw. der Zusammenlegung von Arbeitsgruppen reagiert. Auf individueller Ebene stellen der Ausstieg aus Arbeitsgruppen bzw. das Zurücklegen von Funktionen, der Verzicht auf Mitarbeit, die Einschränkung der Wohnprojektarbeit auf fixe „Orte und Zeiten“, Prioritätensetzung, das zeitliche Bündeln der Arbeit, die Akzeptanz nur langsamen Arbeitsfortschritts, das Verschieben der Erledigung von Arbeiten auf einen späteren Zeitpunkt und die Reduktion (von Teilen) der Sorgearbeit Strategien dar.

Der flexibilisierte Umgang mit der Lebensführung zeigt sich unter anderem auch in dieser letztgenannten Strategie. Emotional als weniger wichtig bewertete⁷ Teile der **Sorgearbeit** (meist Putzen und Aufräumen) stellen bei mehreren Befragten einen „Puffer“ dar, der reduziert werden kann, wenn die Zeiterfordernisse anderer Praktiken zu groß werden. Dies kann auf zwei verschiedene Arten geschehen: erstens durch die zeitweise Vernachlässigung der Anforderungen dieser Arbeit oder zweitens durch das Anstellen einer Haushaltshilfe (was zum Zeitpunkt der Zweiterhebung 30 % der Befragten mindestens ein halbes Jahr lang getan haben und 52 % entweder im Jahr der Erst- oder dem der Zweiterhebung). Die zweitgenannte Strategie ist Personen mit ausreichendem ökonomischem Kapital vorbehalten und forciert soziale Ungleichheit im Rahmen von „care chains“, bei denen Teile der Sorgearbeit meist ebenfalls Frauen anderer Herkunft, Klasse oder Kultur übergeben werden (Jurczyk 2015).

Die (zeitweise) bewusste Vernachlässigung der Anforderungen bestimmter Praktiken entspricht der Strategie der „Verweigerung“, die Hildebrandt et al. (2000) als Umgangsform mit den Anforderungen reflexiver Modernisierung beschreiben. Sie wird von den Befragten auch vereinzelt in Bezug auf die Wohnprojektarbeit und die Erwerbsarbeit gewählt. Bei den beschriebenen Teilen der Sorgearbeit herrscht in Bezug auf die Erfüllung von Normen eine gewisse Flexibilität. Da diese aber dennoch internalisiert sind und eine zu lange Nicht-Erledi-

⁷ Der Vorwerk Familienstudie (Vorwerk 2012) zufolge stellen vor allem Mütter beim Arrangement ihrer Lebensführung die Sorge um das Kind in den Vordergrund, auf Kosten von Selbstsorge (Erholung, Aufrechterhaltung sozialer Kontakte) und Hausarbeit.

gung dieser Arbeit auch negative Konsequenzen für die Alltagsorganisation und das Wohlbefinden hat, ist ihr Aufschub nur für eine begrenzte Zeit möglich.

Nicht immer gelingen diese Strategien des Umgangs mit Belastungen. Zudem können die Möglichkeiten einer ausreichenden Abgrenzung eingeschränkt sein:

- in räumlicher Hinsicht, wenn sich die Person viel im Wohngebäude aufhält und daher Kontakte mit anderen Wohnprojektmitgliedern leicht und oft zustande kommen (z.B. wenn die Erwerbsarbeit vorwiegend daheim geleistet wird)
- in Hinsicht auf Dynamiken der Wohnprojektarbeit selbst, etwa durch die Annahme sehr verantwortungsvoller Aufgaben,
- aufgrund einer starken Identifikation mit den Zielen und Plänen des Projekts und
- aufgrund spezifischer Persönlichkeitsstrukturen, die nahelegen, sich für viele Belange der Wohnprojektarbeit verantwortlich zu fühlen, schwer delegieren zu können oder sich der Gemeinschaft sehr verpflichtet zu fühlen.

Resultat dieser mangelnden Distanzierung oder aber auch einer generellen Überforderung mit der Koordinations- und Abgrenzungsarbeit, aufgrund nicht vereinbarer zeitlicher Ansprüche verschiedener Praktiken, kann dann das von einigen Befragten geschilderte „schlechte Gewissen“ sein, wenn die vereinbarten 11 Stunden Wohnprojektarbeit pro Monat nicht geleistet wurden.

5 Stabilität der Lebensführung und Rebound-Effekte

Die geschilderte Kombination aus neuen (und alten) Be- und Entlastungen der Lebensführung hat nun auch zur Folge, dass sich: 1) bestimmte, im Wohnprojekt neu geschaffene, gemeinschaftliche bzw. nachhaltigere Praktiken nicht von allen BewohnerInnen (regelmäßig) übernommen werden können und sich daher 2) trotz der starken „Intervention“ in den Alltag der BewohnerInnen durch das Wohnprojekt die individuelle und familiäre Lebensführung nicht grundlegend, sondern nur in einigen Aspekten verändern konnte. Dies weist auf die außerordentliche **Stabilität der einmal etablierten Lebensführung**, auch über Phasen starker Veränderung bzw. Krisen hinweg, hin (Jurczyk et al. 2016). Diese könnte zumindest teilweise die, wie oben ausgeführt, nur wenigen signifikanten Unterschiede im Vorher-Nachher-Vergleich erklären.⁸

⁸ Alternative Erklärungen sind das schon vor dem Einzug in das Wohnprojekt im Vergleich zur österreichischen Durchschnittsbevölkerung nachhaltigere Verhalten der Befragten (z.B. in Bezug auf den Autobesitz und den Fleisch- bzw. Gemüsekonsum), die Tatsache, dass CO₂-Emissionen nur *einen* Aspekt ökologischer Nachhaltigkeit abbilden (so könnte der Ressourcenverbrauch durch die kollektive Nutzung von Einrichtung und Gegenständen durchaus reduziert worden sein) und die mit etwa einem Jahr für die Übernahme neuer Routinen in den Alltag noch eher kurze Wohndauer im Wohnprojekt.

Schon vor dem Einzug verhinderte die Schwierigkeit des individuellen Arrangements verschiedener Praktiken im Rahmen der Lebensführung die Rekrutierung von Befragten durch „alternative“, potentiell nachhaltigere, aber mit spezifischem, meist vergleichsweise höherem Aufwand und mit weniger flexiblen Routinen verbundene Praktiken (z.B. Food-Coop oder Carsharing). Diese Problematik zeigt sich auch im Wohnprojekt: einige Befragte schilderten Schwierigkeiten bei der Integration der gemeinschaftlich organisierten Praktiken der Nahrungsbesorgung (Food-Coop), des Kochens bzw. Essens, des Wäschewaschens in der Waschküche, des Carsharings, des nachbarschaftlichen Kontakts (der weniger spontan zustande kommt als erwartet) und der Wohnprojektarbeit in ihre Lebensführung. Unterschiedliche Arbeits- und Schulzeiten, Bedürfnisse von Kindern (z.B. hinsichtlich Ernährung und Ruhe), die geringere zeitliche und räumliche Flexibilität bei der Durchführung der kollektiven, nachhaltigeren Praktiken (z.B. die notwendige längerfristige Planung) sowie die Notwendigkeit von Zeit und Energie, um die neuen Routinen in die Lebensführung zu integrieren, sind die Gründe dafür. Je nach individueller Erwerbs- und Lebenssituation, Prioritätensetzung bzw. Bereitschaft Routineänderungen auf sich zu nehmen, variieren sowohl vor als auch nach dem Einzug die Grade, mit denen neue, nachhaltigere Ausführungsformen von Praktiken in den Alltag der Wohnprojektmitglieder integriert werden können.

Doch nicht nur der Koordinationsaufwand und „Beharrungskräfte“ der Lebensführung stellten ein Hindernis für deren nachhaltigere Adaption dar, sondern auch dominantere Handlungsmotive bzw. die generelle Schwierigkeit oder der Unwillen wirklich alle Aspekte der Lebensführung hinsichtlich ihrer Nachhaltigkeit zu hinterfragen und dementsprechend umzugestalten. So waren auch Veränderungen der Lebensführung feststellbar, die nicht nachhaltigkeitsfördernde Effekte hatten und teilweise als **Rebound-Effekte** beschrieben werden können. Z.B. ist im Vorher-Nachher-Vergleich eine deutliche Zunahme (Vervierfachung) der Anzahl von Kurzstreckenflügen bemerkbar (die Anzahl der Langstreckenflüge ist gleich geblieben). Dafür könnte es verschiedene Erklärungen geben: die relativ intensive Zeit vor dem Einzug in das Projekt und finanzielle Überlegungen (da der Einzug mit Kosten verbunden war) könnten zum Verzicht auf längere Urlaube und somit auf Flugreisen, aber auch das Gefühl im Rahmen des Wohnprojekts schon viel zur Realisierung nachhaltigeren Lebens beigetragen zu haben, könnte dazu geführt haben, die ökologischen Bedenken bezüglich des Fliegens zu reduzieren und damit indirekt das individuelle Fliegen zu fördern. Ein nicht durch die Materialität des Wohnprojekts (mit) erzeugter Rebound-Effekt ist die bei Niedrigenergiehäusern oft vorkommende niedrige Luftfeuchtigkeit in den Wohnräumen, die von mehreren BewohnerInnen als die Gesundheit bzw. das Wohlbefinden beeinträchtigend empfunden wird und die dazu geführt hat, dass viele Wohnprojektmitglieder nun einen teilweise permanent laufenden Luftbefeuchter in den Wohnungen stehen haben. Subjektives Wohlbefinden und Gesundheit sind für die Befragten also in der Abwägung mit Umweltschutzmotiven, wenig überraschend, prioritär.

Die Schwierigkeit der faktischen Veränderung einer einmal etablierten Lebensführung zeigt sich nicht nur bezüglich nachhaltigerer gemeinschaftlicher Praktiken, sondern auch bezüg-

lich der **geschlechtlichen Arbeitsteilung** im Haushalt, die sich potentiell durch die Kollektivierung von bestimmten Bereichen der Sorgearbeit hätte verändern können. Denn gerade die egalitäre Aufteilung von Care-Arbeit ist ein zentrales Element nachhaltiger Arbeit (Littig 2016). Genau dies war aber nicht der Fall: Die quantitativen Ergebnisse der Zeiterhebung zeigen signifikante genderspezifische Unterschiede, besonders bei Haushalten mit Kindern, bezüglich der Zeit, die für Essenszubereitung, Erwerbsarbeit, Wäschewaschen und Kinderbetreuung aufgewandt wird – sowohl vor als auch nach dem Einzug in das Wohnprojekt. Die aufgrund der hierarchischen geschlechtlichen Arbeitsteilung entstehenden „typischen“ männlichen und weiblichen Formen von Lebensführung (Dieziger 2004) finden sich also auch im Wohnprojekt wieder⁹ – auch wenn diese, der reflexiven Lebensführung entsprechend, teilweise reflektiert und manchmal auch bewusst aufgebrochen werden, wobei letzteres als mit sehr viel Aufwand bzw. finanziellen Verlusten verbunden beschrieben wird (vgl. auch Jurczyk et al. 2016). Jurczyk et al. (ebd.) betonen, dass auch, wenn die Arbeitsteilung auf der Oberfläche traditional erscheint, sie dennoch ein Produkt rationaler Aushandlung zwischen PartnerInnen mit egalitären Einstellungen sein kann.

Anhand der Ergebnisse ist erkennbar, dass über das Wohnprojekt hinaus reichende gesellschaftliche Strukturen wie die (geschlechtsspezifische) Organisation der Erwerbsarbeit und Sorgearbeit, aber auch Rollenbilder und im Rahmen der Erziehung vermittelte Kompetenzen und Interessen stärker wirken als die kollektiven Einrichtungen des Wohnprojekts. Das Wohnprojekt allein kann diese externen Beeinflussungen nicht „ausschalten“, die BewohnerInnen müssen diese nach wie vor in ihre Lebensführung integrieren. Wie mehrere Interviewte u.E. richtig anmerken, stellt es nur einen „Mikrokosmos in der Welt“ dar und ist keine „völlige Ausnahme-heile-Welt“. Die Bemühungen im Rahmen des Wohnprojekts können daher nur „einen kleinen Tropfen“ in Bezug auf eine geschlechtergerechtere Arbeitsteilung darstellen, wie dies eine Befragte ausgedrückt hat. Dies gilt auch für die nachhaltigere Gestaltung des Alltags.

6 Ambivalenz der Nische

Ein Wohnprojekt stellt als intentionale Gemeinschaft eine soziale Nische dar, einen Experimentierraum, in dem die Beteiligten sich als dominant wahrgenommen und den kritisierten sozialstrukturellen Dynamiken durch eine neue Lebensform zu widersetzen versuchen. Ziel dieses Artikels war es aufzuzeigen, inwiefern das gelingt (oder gelingen kann) und wo die BewohnerInnen notwendigerweise an Grenzen stoßen (müssen). Die Idee eines Wohnprojekts reagiert einerseits auf vielfältige Weise, auf verschiedene als negativ empfundene Auswirkungen der **reflexiven Modernisierung** (Beck et al. 1996), ist aber andererseits gleichzeitig ein „Kind“ dieser Entwicklungen.

⁹ Dies wurde auch schon andernorts und vor mehr als zwanzig Jahren festgestellt (Schneider 1992).

Die Wohnprojektmitglieder stellen sich zum einen bewusst gegen vorherrschende sozialstrukturelle Veränderungen, die eine nicht-nachhaltige, vereinzelte, flexibilisierte, konsum- und erwerbsarbeitsorientierte Lebensführung unterstützen und andere marginalisieren; und zwar indem sie neue soziale und materielle (Infra-)Strukturen schaffen, die eine sozial-liberale Gemeinschaft, eine alternative Ökonomie und einer nachhaltigere Lebensführung ermöglichen. Auch Grundmann (2011, S. 296) sieht intentionale Gemeinschaften vor allem als eine „Reaktion auf die Zwänge der Mehrheitsgesellschaft“. Es ist daher nicht verwunderlich, dass ein solches Experiment mit erhöhtem Aufwand für die Individuen verbunden ist.

Zum anderen werden jedoch spezifische Aspekte der reflexiven Modernisierung bewusst beibehalten bzw. wirken auf das Wohnprojekt ein, da sich dieses von gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen nicht abschotten kann. Wie oben ausgeführt, praktizieren die BewohnerInnen eine weitgehend reflexive Lebensführung, die als ein Resultat der reflexiven Modernisierung verstanden werden kann. Reflexivität ist eine Bedingung für das Gelingen des Wohnprojekts. So ist festzustellen, dass die Wohnprojektarbeit sowie die kollektivierte Teile der individuellen Lebensführung typische Merkmale rationalisierter, effizienzorientierter und subjektiver Arbeit aufweisen und ohne diese vermutlich auch nicht nachhaltig organisierbar (gewesen) wären (Jurczyk et al. 2016). Auch die hohe Bereitschaft zur Wissenserwerb und zur bewussten Gestaltung der Lebensführung, die Betonung individualistischer Werte (Ablehnung von Hierarchien, strikten normativen Vorgaben und Sanktionen; Diversität und Verhaltensänderung „aus eigener Einsicht“ bzw. durch das Lernen von Vorbildern) können als eine Folge reflexiver Modernisierung bzw. Individualisierung gelesen werden (wobei die beschriebene Milieuzugehörigkeit der Mitglieder hier ebenfalls eine Rolle spielt).

Das Wohnprojekt stellt also einen Versuch dar, die als negativ empfundenen Aspekte der reflexiven Modernisierung bzw. Individualisierung zu kompensieren, während die als positiv empfundenen Aspekte weiterhin beibehalten werden sollen. Es konstituiert eine modernisierte Form von Gemeinschaft, im Sinne eines nicht hierarchischen, sozialen Netzes, das gleichzeitig gemeinschaftliches, nachhaltigkeitsorientiertes Leben sowie den Erhalt von Privatsphäre und Selbstbestimmung ermöglichen will. Folgt man der Einschätzung der Befragten, ist das Wohnprojekt in dieser Hinsicht eine Erfolgsgeschichte; die inzwischen etablierte Gemeinschaft wird als ein äußerst positives und neuartiges Erlebnis geschildert.

Dennoch ist das Leben in der sozialen Nische durch vielfältige Ambivalenzen gekennzeichnet, die durch die unmögliche Abschottung von (den als negativ empfundenen Aspekten) der reflexiven Moderne bedingt sind: Es entstanden gleichzeitig neue Be- und Entlastungen der Lebensführung, z.B. neue notwendige, auch anstrengende „Abgrenzungsarbeit“, aber auch Entlastung durch die neue Gemeinschaftlichkeit und den damit verbundenen Austausch von Gedanken, Wissen und Gegenständen. Die verschiedenen individuellen Rhythmen müssen mit einem neuen kollektiven Rhythmus abgestimmt werden, was zu Koordinationsschwierigkeiten hinsichtlich anderer dominanter Praktiken führen kann. Während sich viele Interviewte

„sinnerfüllte“ Arbeit wünschen, die weniger mit Pflichterfüllung, sondern mehr mit Freude am Tun, Selbstverwirklichung, Anerkennung durch Andere und einem starken Gemeinschaftsgefühl assoziiert ist, sind sie tatsächlich manchmal mit „notwendiger“, effizienzorientierter, flexibilisierter und teilweise bürokratischer Wohnprojektarbeit konfrontiert. Versuche der Umsetzung von Elementen solidarischer Ökonomie gelingen in vielfacher Hinsicht (z.B. die Gründung einer Food-Coop). Doch auch hier zeigen sich Grenzen der Machbarkeit bzw. Ambivalenzen, wenn etwa bestimmte Arbeiten aufgrund ihres Ausmaßes nicht mehr unentgeltlich in die Lebensführung der BewohnerInnen integriert werden können.

Die Reaktion darauf ist eine „Remonetarisierung“ bestimmter Arbeiten: durch das Anstellen von Haushaltshilfen sowie das Einrichten bezahlter Anstellungen für das Putzen und die Vermietung der Gemeinschaftsräume. Die individualistischen und freiheitsorientierten Haltungen der BewohnerInnen stehen zudem in einem potentiellen Widerspruch zur Organisation des individuellen Lebens in einem kollektivierten Kontext mit expliziten normativen Zielen wie der Förderung eines nachhaltigeren und gemeinschaftlichen Lebens. Ein Ausdruck dieses Spannungsverhältnisses sind die geschilderten Abgrenzungsbemühungen in Bezug auf die Nachbarschaft und die Wohnprojektarbeit, aber auch unterschiedliche Auffassungen bezüglich des Nachhaltigkeitsengagements und der Einhaltung von Nutzungsregeln kollektiver Einrichtungen. Die heterogenen Haltungen der BewohnerInnen zu diesen Normen werden teilweise aus Gründen abweichender individueller Werte, aber auch aus Gründen der individuellen Überforderung in der Alltagsorganisation bei der Erfüllung dieser Normen angenommen. In diesen Kontext ist auch der festgestellte Rebound-Effekt, der beim Fliegen zu beobachten war, einzuordnen, der auf einer (mehr oder weniger) bewussten „Ausblendung“ der umweltbezogenen Effekte des Fliegens beruht.¹⁰

Viele dieser Widersprüche werden von einzelnen Interviewten bemerkt und reflektiert. In diesen Auseinandersetzungen zeigt sich die Schwierigkeit der Vereinbarkeit individualistischer Wertorientierungen mit (den neuen) kollektiven Normen, aber auch die vielfältigen und widersprüchlichen Anforderungen, denen die reflexive Lebensführung in einem Wohnprojekt ausgesetzt ist. Trotz potentieller, aus diesen Ambivalenzen resultierender, Spannungen scheint das Leben im Wohnprojekt für die Befragten aber gut zu funktionieren – sie werden vielmehr positiv gewendet und als ein Ansatzpunkt für kollektive Reflexionen und Adaptionen gesehen. Grundmann (2011, S. 298) zufolge sind deshalb intentionale Gemeinschaften Orte, an denen „anscheinend Gegensätzliches“ miteinander vereinbar wird.

Vor dem Hintergrund der ambivalenten Auswirkungen des Experiments Wohnprojekt stellt sich die Frage, inwiefern solche Projekte zu einer sozial-ökologischen **Transformation** beitragen können. Wir folgen der Konzeption von Transformation, die Ulrich Brand (2016) vorschlägt, nämlich einer analytischen im Gegensatz zu einer rein strategischen Konzeption,

¹⁰ Potentielle kognitive Dissonanzen können in der Regel durch eine kollektiv praktizierte „umweltbewusste Handlungsrhetorik“ reduziert werden (Littig 1995).

die inkrementelle Veränderungen wie Wohnprojekte mit den strukturellen Bedingungen und Machtverhältnissen, in denen sie stattfinden, in Verbindung bringt, indem deren transformative Dynamiken, Hindernisse und Kontexte analysiert werden.

Wie Brand (ebd.) anmerkt, ist es durchaus möglich, dass sich inkrementelle Innovationen wie Wohnprojekte weiter verbreiten, sie werden jedoch vermutlich nur einem kleinen Teil der Weltbevölkerung zu Gute kommen und an sozialstrukturelle Grenzen stoßen. Daher ist davon auszugehen, dass umfassender und sozial gerechter sozial-ökologischer Wandel ohne eine radikale Veränderung der Ausrichtung und Struktur wirtschaftlicher und politischer Institutionen sowie der gesellschaftlichen Naturverhältnisse nicht möglich ist (Barth/Jochum/Littig 2016).

Die vorliegende Studie zeigt in diesem Zusammenhang zum einen, wie voraussetzungsvoll die Teilnahme an solchen Nischen-Experimenten ist. Selbst in Wien, wo die notwendigen ökonomischen, rechtlichen, politischen und zivilgesellschaftlichen Rahmenbedingungen für die Schaffung von Wohnprojekten günstig sind, hat nur ein kleiner Teil der Bevölkerung die Motivation, die Kompetenzen und die Ressourcen sich auf das Leben in einem Wohnprojekt einzulassen (Temel et al 2009). Zum anderen wurde offensichtlich, dass Dynamiken dominanter sozialer Praktiken, wie die der Erwerbsarbeit oder der geschlechtlichen Arbeitsteilung, aber auch rechtlicher und wirtschaftlicher Praktiken, die Umsetzung einer nachhaltigeren Gestaltung des Alltags erschweren, auch im bewusst alternativ gestalteten sozialen und materiellen Rahmen eines Wohnprojekts. Die Wirksamkeit der dominanten Praktiken spiegelt sich in der relativen Stabilität der alltäglichen Praktiken der Lebensführung wider; in deren kleinen Adaptionen zeigen sich jedoch auch Freiheitsgrade, die von den BewohnerInnen bewusst genutzt und „erarbeitet“ werden. Hier zeigt sich, dass gesellschaftliche Strukturen die Lebensführung nicht völlig determinieren. Als intermediäres System, das zwischen Gesellschaft und Individuum vermittelt und dem Individuum bei der Bewältigung gesellschaftlicher Anforderungen hilft, bzw. dieses sozial integriert, konstruiert die Lebensführung Gesellschaft mit und hat dadurch auch eine potentiell transformative Dimension (Jurczyk et al. 2016).

Um Wohnprojekte oder ähnliche unterstützende Strukturen weiteren Bevölkerungskreisen zugänglich machen zu können, wären grundlegende Veränderungen auf mehreren Ebenen notwendig: im politischen und öffentlichen Diskurs, in der Organisation der Erwerbsarbeit und der Sorgearbeit¹¹, bezüglich der (geschlechtsspezifischen) Verteilung von Arbeit und (im)materiellen Ressourcen (ökonomisches und kulturelles Kapital) sowie der Prioritätensetzung, Ausrichtung und Strukturierung politischer und wirtschaftlicher Institutionen.

¹¹ Jurczyk/Rerrich (2015) schlagen die Reduktion der Erwerbsarbeitszeit von Männern, eine sorgearbeitsorientierte Arbeitswelt, die Aufwertung professioneller Care-Arbeit und die Einführung eines lebenslaufbezogenen Carezeitbudgets vor.

Experimente einer sozial-ökologischen Umgestaltung sozialer und materieller Rahmenbedingungen des Wohnens sind jedenfalls wichtig, da sie Hinweise darauf geben können, wo die Potentiale und die Grenzen solcher Initiativen liegen. Als praktische Lern- und Versuchsorte machen sie alternative und nachhaltigere Wege der Alltagsgestaltung auch für Nicht-Mitglieder, SympathisantInnen, NachbarInnen und Interessierte erfahrbar und demonstrieren, dass eine nachhaltigkeitsorientierte Lebensführung, in einem gewissen Rahmen, möglich ist. In diesem Sinne sind Wohnprojekte Laboratorien der sozialen Transformation, wenn auch nicht deren (alleiniger) Ausgangspunkt.

Literaturverzeichnis

- Barth, T./Jochum, G./Littig, B. (2016): Nachhaltige Arbeit und gesellschaftliche Naturverhältnisse: Theoretische Zugänge und Forschungsperspektiven. In: Barth, T., Jochum, G., Littig, B. (Hrsg.): Nachhaltige Arbeit? Soziologische Beiträge zur Neubestimmung der gesellschaftlichen Naturverhältnisse, Frankfurt, S. 311–335.
- Beck, U./Giddens, A./Lash, S. (1996): "Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse." Frankfurt/Main.
- Brand, U. (2016): "Transformation" as a New Critical Orthodoxy: The Strategic Use of the Term "Transformation" Does Not Prevent Multiple Crises. *GAIA-Ecological Perspectives for Science and Society*, 25(1), S. 23–27.
- Brand, U./Wissen, M. (2011): Sozial-ökologische Krise und imperiale Lebensweise. Zu Krise und Kontinuität kapitalistischer Naturverhältnisse. In: Demirović, Alex/Dück, Julia/Becker, Florian/Bader, Pauline (eds.): *VielfachKrise im finanzdominierten Kapitalismus*. Hamburg, S. 78–93.
- Buck, J. A./Endenburg, G. (1984): *The creative forces of self-organization*. Columbia, MD: Sociocratic Center.
- Diezinger, A. (2004): Alltägliche Lebensführung: Die Eigenlogik alltäglichen Handelns. In: Becker, R., Kortendiek, B. (2004): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 204–208.
- Giddens, A. (1979): *Central Problems in Social Theory*. London and Basingstoke: The Macmillan Press Ltd.
- Grundmann, M. (2011): Lebensführungspraktiken in Intentionalen Gemeinschaften. In: „Soziologie des Privaten“. VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 275–302.

- Hargreaves, T./Longhurst, N./Seyfang, G. (2013): Up, down, round and round: connecting regimes and practices in innovation for sustainability. In: *Environment and Planning*, 2013, Vol. 45, S. 402–420.
- Haxeltine, A. /Wittmayer, J. /Flor, A. (2013): Transformative social innovations: A sustainability transition perspective on social innovation. In: *Social Frontiers. The next edge of social innovation research*. URL: <http://kemp.unu-merit.nl/pdf/Haxeltine%20et%20al.%202013%20TSI%20Transition%20Perspective.pdf> (letzter Zugriff: 19.09.2016)
- Hildebrandt, E./Reinecke, K./Rinderspacher, J. (2000): Einleitung: Zeitwandel und reflexive Lebensführung. In: Hildebrandt, E. (Hrsg.): *Reflexive Lebensführung. Zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit*, Berlin, S. 9–47.
- Hildebrandt, E. (2000): Flexible Arbeit und nachhaltige Lebensführung. In: ders. (Hrsg.): *Reflexive Lebensführung. Zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit*, Berlin, S. 271–310.
- IPCC (Intergovernmental Panel on Climate Change) (2007a): *Climate Change 2007. IPCC Fourth Assessment Report. The Physical Science Basis*. URL: http://www.ipcc.ch/publications_and_data/publications_and_data_reports.shtml (letzter Zugriff: 01.02.2012).
- IPCC (2013): *Climate Change 2013: The Physical Science Basis. Contribution of Working Group I to the Fifth Assessment Report of the Intergovernmental Panel on Climate Change*. Cambridge University Press, Cambridge, United Kingdom and New York, NY, USA, 1535 pp. (letzter Zugriff: 17.03.2014)
http://www.climatechange2013.org/images/report/WG1AR5_ALL_FINAL.pdf
- Jonas, M./Littig, B. (2015): Sustainable Practices, in: Wright, J. (Ed.): *The International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences*, 2nd Edition. Oxford: Elsevier, 834–838.
- Jurczyk, K./Voß, G./Wehrich, M. (2016): Alltägliche Lebensführung - theoretische und zeitdiagnostische Potenziale eines subjektorientierten Konzepts. In: Alleweldt, Erika/ Röcke, Anja/ Steinbicker, Jochen (Hrsg.). *Lebensführung heute. Klasse, Bildung, Individualität*. Beltz & Juventa, Weinheim/Basel, S. 53–8.
- Jurczyk, K./Rerrich M.S. (2015): Die Arbeit des Alltags 2015. Entgrenzungsprozesse und Impulse für die Neuorganisation von Care. In: *Beiträge zur Public Sociology anlässlich der Emeritierung von Prof. Dr. G. Günter Voß*.
- Jürgens, K. (2002): Alltägliche Lebensführung als Dimension sozialer Ungleichheit. Wehrich, Margit, G. Günter Voß (Hg.): *tag für tag. Alltag als Problem-Lebensführung als Lösung*, 71–94.

- Kudera, W. (1995): Einleitung. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung (Hg.) (1995): *Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung*. Leske + Budrich. Opladen. S.7–14.
- Leitner, M./ Markut, T./Mandl, S./ Littig, B. (2015): *Nachhaltiges Wohnen und Arbeiten in einem Wohnprojekt. Eine komparative praxistheoretische Analyse. Endbericht*. Wien: Österreichisches Institut für Nachhaltige Entwicklung. URL: http://oin.at/_publikationen/PublikationenNEU/Forschungsberichte/Endbericht_NachhaltigesWohnenUndArbeiten.pdf (letzter Zugriff: 23.09.2016).
- Littig, B. (2016): Nachhaltige Zukünfte von Arbeit? Geschlechterpolitische Betrachtungen. In: Thomas Barth, Georg Jochum, Beate Littig (Hrsg): *Nachhaltige Arbeit? Soziologische Beiträge zur Neubestimmung der gesellschaftlichen Naturverhältnisse*, Frankfurt, S. 75–97.
- Littig, B. (1995): Die Bedeutung von Umweltbewusstsein im Alltag. Oder: Was tun wir eigentlich, wenn wir umweltbewusst sind? Frankfurt am Main u.a.: Peter-Lang-Verlag.
- McCamant, K./Durrett, C. (1994): *Cohousing. A Contemporary Approach to Housing Ourselves*. Berkeley: Ten Speed Press.
- Otte, G./Roessel, J. (2011): Lebensstile in der Soziologie, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZfSS)*, Special Issue 51, S. 7–34.
- Reckwitz, A. (2002): Toward a theory of social practices: A development in culturalist theorizing. In: *European Journal of Social Theory*, Vol. 5(2), S. 243–263.
- Rink, D. (2002): Lebensweise, Lebensstile und Lebensführung: soziologische Konzepte zur Untersuchung von nachhaltigem Leben. In: Rink, D. (Hrsg.), *Lebensstile und Nachhaltigkeit*, Opladen, S. 27–52.
- Røpke, I. (2009): Theories of practice – New inspiration for ecological economic studies on consumption. In: *Ecological Economics*, 68, S. 2490–2497. Elsevier Science. Amsterdam.
- Schatzki, T. (2002): *The Site of the Social. A philosophical account of the constitution of social life and change*. State College PA: Pennsylvania State University Press.
- Schneider, U. (1992): *Neues Wohnen – alte Rollen? Der Wandel des Wohnens aus der Sicht der Frauen*, Pfaffenweiler.
- Scholl, G./Hage, M. (2004): *Lebensstile, Lebensführung und Nachhaltigkeit*, Schriftenreihe des IÖW 176/04, Berlin.

- Schütz, A. (1971): *Gesammelte Aufsätze*, Bd. 1: *Das Problem der sozialen Wirklichkeit*. Den Haag.
- Shove, E./Pantzar, M./Watson, M. (2012): *The Dynamics of Social Practise. Everyday Life and how it changes*. Los Angeles: Sage.
- Southerton, D. (2003): 'Squeezing time': Allocating practices, coordinating networks and scheduling society. *Time & Society*, 12 (1), 5–25.
- Statistik Austria (2009): *Zeitverwendung 2008/09. Ein Überblick über geschlechtsspezifische Unterschiede*. Bundesministerium für Frauen und Öffentlichen Dienst. Wien.
- Temel, R./ M. Lorbek/A. Ptaszyńska/D. Wittinger (2009): *Baugemeinschaften in Wien: Endbericht Potenzialabschätzung und Rahmenbedingungen*. Magistratsabteilung 50 – Wohnbauförderung und Schlichtungsstelle für wohnrechtliche Angelegenheiten und Referat für Wohnbauforschung und internationale Beziehungen (Hrsg.), Wien.
- Vester, M./von Oertzen, P./Geiling, H./Hermann, T./ Müller, D. (2001): *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*. Suhrkamp. Frankfurt/M.
- Vorwerk (Institut für Demoskopie Allensbach) (2012): *Vorwerk Familienstudie 2012*. URL: http://www.ifd-allensbach.de/uploads/tx_studies/Vorwerk_Familienstudie_2012_final.pdf (letzter Zugriff: 19.09.2016).
- Voß, G. (1995): *Entwicklung und Eckpunkte des theoretischen Konzepts*. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg): *Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung*, Opladen, S. 23–43.
- Warde, A. (2005): *Consumption and theories of practice*. In: *Journal of consumer culture*, 5(2), S. 131–153.
- WBGU (German Advisory Board on Global Change) (2011): *World in Transition – A Social Contract for Sustainability*. Berlin. URL: <http://www.wbgu.de/en/flagship-reports/fr-2011-a-social-contract/> (letzter Zugriff: 19.09.2016).
- Weber, M. (1920): *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, Tübingen: J.C.B. Mohr 1920, 8. Auflage 1988, 1–206.

Authors: Michaela Leitner und Beate Littig

Title: Leben in einem nachhaltigkeitsorientierten Wohnprojekt: Ambivalenzen der alltäglichen Lebensführung in einer sozialen Nische

Reihe Soziologie / Sociological Series 115

Editor: Beate Littig

ISSN: 1605-8011

© 2016 Research Group: Socio-ecological Transformation, Institute for Advanced Studies (IHS),
Josefstädter Strasse 39, A-1080 Vienna • ☎ +43 1 59991-0 • Fax +43 1 59991-555 • <http://www.ihs.ac.at>
